

Zeitschrift für kritische Theorie

Heft 22-23 / 2006

herausgegeben von
Wolfgang Bock,
Sven Kramer und
Gerhard Schweppenhäuser

zu Klampen

Zeitschrift für kritische Theorie, 12. Jahrgang (2006), Heft 22-23

Herausgeber: Wolfgang Bock, Sven Kramer und Gerhard Schweppenhäuser

Geschäftsführender Herausgeber: Sven Kramer, Universität Lüneburg, Institut für Kulturtheorie

Redaktion: Roger Behrens (Weimar / Hamburg), Wolfgang Bock (Weimar),
Thomas Friedrich (Mannheim), Sven Kramer (Lüneburg),
Gerhard Schweppenhäuser (Würzburg)

Korrespondierende Mitarbeiter: Rodrigo Duarte (Belo Horizonte), Jörg Gleiter (Berlin),
Christoph Görg (Leipzig), Frank Hermenau (Kassel), Fredric Jameson (Durham,
North Carolina), Douglas Kellner (Los Angeles), Claudia Rademacher (Berlin),
Gunzelin Schmid Noerr (Mönchengladbach), Jeremy Shapiro (New York)

Redaktionsbüro: Alle Zusendungen redaktioneller Art bitte an das Redaktionsbüro:
Zeitschrift für kritische Theorie
Universität Lüneburg
Scharnhorsterstraße 1, Geb. 5
z. Hd. Prof. Dr. Sven Kramer
D-21335 Lüneburg
Email: zkt@uni-lueneburg.de

Erscheinungsweise: Die Zeitschrift für kritische Theorie erscheint einmal jährlich als Doppelheft.
Preis des Doppelheftes: 28,- Euro [D];
Jahresabo Inland: 25,- Euro [D];
Bezugspreis Ausland bitte erfragen.
Berechnung jährlich bei Auslieferung des Heftes.
Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung
nicht bis zum 15. 11. des jeweiligen Jahres erfolgt.
Fragen zum Abonnement bitte an folgende Adresse:
Germinal GmbH, Verlags- und Medienhandlung
Siemensstraße 16, D-35463 Fernwald
Tel. 0641 / 41700

Umschlagentwurf: Johannes Nawrath

Satz: Maria Einhorn

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Aufnahme nach 1995, H. 1; ISSN 0945-7313; ISBN 3-86674-001-8

ISBN ePDF: 978-3-86674-846-0

Inhalt

Vorbemerkung der Redaktion	5
 Gerhard Vinnai Der Drang zur Gewalt – Zur Sozialpsychologie von Kriegsbereitschaft und Terrorismus	7
 Christa Bürger Die Frauen: die Leere, das Nichts und das Mehr Zur Geschichte eines Frauenbildes	30
 Gernot Böhme Technical Gadgetry Technikentwicklung in der ästhetischen Ökonomie	52
 Olaf Berg Benjamin und Deleuze: Ansätze für eine kritische Geschichtswissenschaft in Filmbildern	68
 Samuel Salzborn Ethnizität und ethnische Identität. Ein ideologiekritischer Versuch	99
 Alex Demirovic Kritische Gesellschaftstheorie und ihre Bildungsbedingungen im fordistischen und postfordistischen Kapitalismus	120
 Douglas Kellner Engaging the German Artist Novel: Herbert Marcuse's Doctoral Dissertation	141

Shierry Weber Nicholzen

»The Accumulated Guilt of Humankind«:

On the Aesthetic in a Damaged World 164

Kerstin Stakemeier

Eros im Fordismus. Zur Ästhetisierung der Politik

in den Fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts 180

Ricardo Barbosa

Marcuse und die ästhetische Kritik der Moderne

Eine neue ästhetische Erziehung? 196

Malcolm Miles

Society as a work of art? 223

Thomas Friedrich

Reloaded: Das Ende der Utopie 241

Autorinnen und Autoren 257

Vorbemerkung

In der Redaktion der *Zeitschrift für kritische Theorie* gibt es seit diesem Heft redaktionelle Veränderungen. Christoph Görg, der lange Zeit als Redakteur tätig war, rückt in die Reihe der korrespondierenden Mitglieder ein, während Sven Kramer, der seit dem WS 2005/06 eine Professur an der Universität Lüneburg innehat, neuer Mitherausgeber wird. Kramer gehört zu den Redaktionsmitgliedern der ersten Stunde und war zwischenzeitlich korrespondierendes Redaktionsmitglied mit Sitz in Toronto und Melbourne. Er erweitert das Herausbergremium und übernimmt zugleich die Geschäftsführung. Damit ändert sich auch die Redaktionsanschrift der Zeitschrift; Beiträge bitte von nun an nur noch an die neue Adresse, die im Impressum angegeben ist.

Das vorliegende Doppelheft 22/23 erscheint mit zwölf Beiträgen. Eine erste Abteilung bilden sechs Texte zu aktuellen gesellschaftspolitischen Themen. *Gerhard Vinnai* analysiert den »Drang zur Gewalt«, der sich im Hang zum Krieg äußert. Afghanistan, Irak und andere Optionen perpetuieren eine Gewaltspirale, die unterbrochen werden müsse. *Christa Bürger* zeigt in einer Lesart verschiedener Schlüsseltexte der Moderne, wie Frauen mit den extremen Zuschreibungen der Überfülle und der Leere umgegangen sind, die in einer von Männern dominierten Literatur auf sie projiziert wurden. *Gernot Böhme* rekonstruiert mit der unterhaltungsorientierten Technikauffassung einen verschütteten Diskurs der Techniktheorie. Als Nachfolgerin der feudalen Verschwendungsökonomie tritt jene heute an die Seite der bürgerlichen Knappheitsökonomie, die auf Nutzen und Effizienz fixiert war. *Olaf Berg* macht das Medium Film für die Historiographie nutzbar und erweitert damit einen bislang wenig erforschten Bereich. Anhand einer Interpretationslinie, die von Walter Benjamins Überlegungen zum dialektischen Bild bis zu Gilles Deleuzes Kinobüchern reicht, entwickelt er den Entwurf einer kritischen Filmwissenschaft im historischen Feld. *Samuel Salzborn* zeigt, wie die Dichotomie im gegenwärtigen Ethnizitätsdiskurs, in dem sich ontologische und konstruktivistische Ansätze gegenüberstehen, in eine dialektische Betrachtungsweise überführt werden kann, die auf Erich Fromms Theorie non-personaler Autoritätsverhältnisse zurück geht. *Alex Demirovic* geht der bildungssoziologischen Frage nach, unter welchen sozialen Bedingungen die Produktion kritischer Theorie möglich ist. Er unterscheidet fünf verschiedene historische Phasen und analysiert damit die aktuelle Situation kritischer Theoriebildung.

Eine zweite Abteilung bilden Beiträge aus Anlass des fünfzigsten Jahrestages des Erscheinens von Herbert Marcuses *Eros und Civilisation*. Wir bringen im Vorabdruck eine Reihe von Beiträgen des Kongresses »Die ästhetische Dimension«, der im Mai 2005 an der Universität des Bundesstaates Minas Gerais von Belo Horizonte in Brasilien stattfand, sowie einen Aufsatz von Malcom Miles, der aus einem Vortrag in der ACC-Galerie in Weimar hervorgegangen ist. Außerdem enthält das Heft einen Beitrag von *Douglas Kellner*, der Marcuses Dissertation *Der deutsche Künstlerroman* interpretiert, ein wenig beachtetes Frühwerk der Kritischen Theorie. Seine Darstellung macht klar, wie viele der späteren Motive Marcuses aus dieser Quelle stammen. *Shierry Weber Nicholson* entwickelt den Ansatz Marcuses in der Traumaforschung weiter und zeigt, dass seine Ästhetik die Möglichkeiten in sich trägt, die Dichotomie von Todes- und Lebenstrieben zu überwinden. *Kerstin Stakemeier* kontextualisiert Marcuses Überlegungen zur Ästhetik mit den entsprechenden Kunstbewegungen, die von den Vierzigern bis in die Sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts stattgefunden haben. *Ricardo Barbosa* reinterpretiert Marcuses ästhetische Versuche und situiert sie in einem Kontext, der Motive aus Theorien von Habermas bis zur Postmoderne kritisch mit einschließt. *Malcom Miles* diskutiert die ästhetische Revolutionsaporie bei Herbert Marcuse. Er beschreibt die Perspektive einer Überwindung dieser Aporie anhand von zwei Positionen der europäischen Gegenwartskunst, die nicht dem alten Avantgarde-Konzept folgen, sondern auf Partizipation und Kritik setzen. *Thomas Friedrich* schließlich diagnostiziert mit marcuse-schen Kategorien die gegenwärtigen Auswirkungen der Phase des postfordistischen Kapitalismus auf Ökonomie und Universitätswesen in der Bundesrepublik Deutschland. Er verknüpft Marcuses Analyse der eindimensionalen Gesellschaft mit Agambens Metapher von der Gesellschaft als Lager.

Die Redaktion

Gerhard Vinnai

Der Drang zur Gewalt –
Zur Sozialpsychologie von Kriegsbereitschaft
und Terrorismus

In Kriegen verschaffen sich staatliche Machtansprüche und wirtschaftliche Interessen Geltung, sie sind mit den Funktionsprinzipien politischer und militärischer Machtapparate verbunden. Verknüpft mit anderen sozialen Elementen können auch psychische Dispositionen zu Krieg und Gewalt drängen. Auf sie soll im Folgenden hingewiesen werden. Die anschließenden thesenartigen Ausführungen, die aus der Perspektive einer psychoanalytisch orientierten Sozialpsychologie entwickelt werden, sollen dazu dienen, das Nachdenken über psychologische Aspekte des gegenwärtigen, um Krieg und Terrorismus zentrierten gewaltsamen Konfliktgeschehens und seiner sozialen Hintergründe anzuregen.

Der heilige Krieg

Die islamischen fundamentalistischen Terroristen wollen einen heiligen islamischen Krieg entfachen. Der US-Präsident Bush hat vor Beginn der westlichen Militäreinsätze zum Kreuzzug gegen den Terrorismus aufgerufen, er hat also einen heiligen Krieg gegen den Terrorismus propagiert. Das ist nicht zufällig so: Alle Kriege müssen, besonders wenn sie auf die Billigung und Unterstützung von Bevölkerungen angewiesen sind, als »Heilige Kriege« geführt werden. Am Beispiel der Weltkriege lässt sich dies zeigen. In der staatlich organisierten deutschen Kriegspropaganda zu Beginn des Ersten Weltkrieges, in damaligen Presseveröffentlichungen oder in der Kriegsliteratur, die besonders zu Beginn des Krieges blühte, soll dieser für die Deutschen zur »Heiligen Sache« werden.¹ Man ruft zum »Heiligen deutschen Krieg« auf, es soll in diesem Krieg von Deutschen »Heiliges Blut« vergossen werden, und der Kriegsdienst wird zur »Heiligen Pflicht«. Führende protestantische Theologen beschworen die Pflicht der Deutschen zum »Jesu-Patriotismus«, zur Bereitschaft, ihr Leben auf dem Schlachtfeld in der Nachfolge des gekreuzigten Christus zu opfern. Diese Sakralisierung des Krieges entspricht der

Überzeugung, Gott sei in diesem Krieg mit Deutschland ein besonderes Bündnis eingegangen. Auch in der berühmten Sportpalastrede von 1943, mit der der nationalsozialistische Propagandaminister Goebbels die Deutschen im Zweiten Weltkrieg auf den totalen Krieg einstimmte, wird proklamiert, dass sie in ihn »wie in einen Gottesdienst« eintreten sollen. Der totale Krieg soll also zur heiligen Handlung im Dienste eines »Heiligen Deutschland« werden.

Dass Kriege mehr oder weniger offen als heilige Kriege geführt werden müssen, hat mit der Beziehung des Krieges zum Tötungstabu zu tun. Das Tötungstabu ist ein zentrales Tabu jeder Kultur, das sich zumindest auf die Mitglieder der eigenen Gruppe bezieht. Im Christentum und in anderen Hochreligionen wird es universalisiert; das Leben aller Menschen soll mit Hilfe religiöser Gebote geschützt werden. Dass man andere Menschen nicht töten darf, ist im Judentum und Christentum in den Zehn Geboten Moses verankert; der christliche Religionsstifter Jesus gebietet es denen, die an ihn glauben. In religiös geprägten Gesellschaften ist das Tötungstabu ein heiliges Tabu; auch in modernen Gesellschaften, die ihre sozialen Normen nicht mehr religiös begründen, wird dem Verbot, anderen Menschen das Leben zu rauben, ein herausragender Stellenwert für das menschliche Zusammenleben beigemessen. Zu seinem Schutz wird die Staatsgewalt eingesetzt, die es mit Hilfe der Polizei, von Gerichten und Gefängnissen verteidigt.

Im Krieg wird das Tötungstabu aufgehoben. Es kommt sogar zu seiner Umkehrung, wenn der Staat von seinen Soldaten fordert: »Du sollst andere Menschen töten.« Die Aufhebung eines heiligen Tabus verlangt besonders heilige Begründungen, die allein seine Außerkraftsetzung zu legitimieren erlauben. Die heilige Regel darf nur außer Kraft gesetzt werden, wenn alles Heilige als bedroht erscheint. In gegenwärtigen westlichen Kulturen muss die Aufhebung des Tötungstabus mit der Verteidigung ihrer höchsten kulturellen Werte begründet werden. Die Kriegspropaganda muss deshalb, um ihr Ziel zu erreichen, immer vor Menschlichkeit und Moral trüben. Der Militäreinsatz gegen den Terrorismus und seine realen oder scheinbaren Unterstützer muss als Kampf um die Verteidigung aller Errungenschaften der westlichen Kultur gegen einen zu allem entschlossenen Gegner dargestellt werden. Im amerikanischen Krieg gegen den Irak darf es nicht um Weltmachtspolitik, Öl oder geostrategische Interessen gehen, sondern um einen Krieg gegen einen diabolischen Diktator, der alle Amerikaner auf heimtückische Art mit der Ausrottung durch chemische, bakteriologische

oder atomare Waffen bedroht. Die amerikanische Kriegsführung soll im Golfkrieg so erscheinen, als sei sie nicht auf eigene Interessen, sondern vor allem auf die Befreiung der vom Feind Saddam Hussein unterdrückten irakischen Bevölkerung ausgerichtet.

Dass Kriege als heilige Kriege geführt werden müssen, beeinflusst entscheidend das Denken und Erleben von Menschen in kriegführenden Gesellschaften, auf das die Kriegspropaganda zielt. In heiligen Kriegen muss der Feind immer das teuflische Böse repräsentieren, während das eigene Lager immer als Verkörperung des reinen Guten erscheint. Die eigene Aggressivität muss geleugnet und als abgespaltene auf den Gegner projiziert werden: Der Krieg ist eine Schule des Schwarz-Weiß-Denkens. Der heilige Krieg verlangt, dass Kriege immer als Notwehrakte gegen einen heimtückischen Feind erscheinen, der friedliebende Völker dazu gezwungen hat, zu den Waffen zu greifen. Zu Beginn des Ersten Weltkrieges etwa erschien es den meisten Deutschen als selbstverständliche Pflicht, »umgeben von einer Welt von Feinden«, treu zu ihrem Vaterland zu stehen und dafür das Leben zu opfern. Dieser Krieg erschien ihnen als reiner Verteidigungskrieg, seine imperialistischen Zielsetzungen wurden geleugnet. Der Kaiser verkündete am Kriegsbeginn, und eine Mehrheit der Deutschen glaubte ihm dies: »Eine schwere Stunde ist über Deutschland hereingebrochen. Neider überall zwingen uns zur gerechten Verteidigung. Man drückt uns das Schwert in die Hand.« In der nationalsozialistischen Propaganda erscheint der Zweite Weltkrieg als ein dem friedfertigen Deutschen Volk durch heimtückische jüdische Verschwörungen aufgezwungene Notwehraktion. Deutsche wurden vor Kriegsbeginn als schutzlose Opfer von terroristischer polnischer Gewalt dargestellt, die es aus humanen Beweggründen erzwang, ihr mit Hilfe militärischer Gewalt entgegen zu treten und Polen mit Krieg zu überziehen. Die deutsche Bevölkerung, die aufgrund der Erfahrungen des Ersten Weltkrieges wenig Kriegsbegeisterung zeigte, sollte dadurch in den Krieg getrieben werden, dass er als Akt der Notwehr friedliebender Deutscher gegen einen zu jeder Schandtat bereiten Feind dargestellt wurde.

Die für den Krieg erforderliche Aufhebung des Tötungstabus verschiebt die Grenzen zwischen Bewusstem und Unbewusstem. Tabuisiertes, das bisher mit Hilfe der Androhung von Sanktionen abgewehrt wurde, kann durch diese Außerkraftsetzung einen verstärkten Einfluss erlangen. Der Psychoanalytiker Ernst Simmel schreibt 1919 über die Erfahrungen des Ersten Weltkrieges:

»Die Kulturgemeinschaft selbst hat das Moralgebot von der Grenze zwischen Bewusstsein und Unterbewusstsein entfernt, wo es im Interesse gegenseitiger Persönlichkeitsicherung mit den Forderungen: Du sollst nicht morden, nicht stehlen, nicht ehebrechen, errichtet war. Dadurch war der Entfesselung eines jahrtausendelangen verdrängten Urmenschentums der Weg wieder gebahnt, und es wird begrifflich, dass auch heute noch, nach der Beendigung des Krieges jene aus unbewussten Tiefen aufgewühlten Leidenschaften als zwanghaft aufsteigende Triebregung den Volksorganismus beherrschen, nachdem sie alle Grenzen bewusster Vernunft und parteiprogrammatischer Logik durchbrochen haben.«²

Die Aufhebung von Gewalttabus dient am Beginn des Krieges nicht der kritischen Bearbeitung der bisher verleugneten Schattenseiten der Kultur, sie erlaubt es vielmehr, diese hemmungslos auszuleben. Bisher verdrängte irrationale Ängste und Formen des Begehrens können sprunghaft an Bedeutung gewinnen. Das sorgt für eine Tendenz zur Irrationalisierung des kollektiven Denkens, besonders zu Kriegsbeginn. Mit der Aufhebung des Tötungstabus gewinnen in Friedenszeiten verpönte aggressive Einstellungen überall in der Gesellschaft an Raum und schwächen dabei das vernünftige Denken. Was der Staat seinen Bürgern in Friedenszeiten untersagt, setzt er im Krieg mit fatalen Konsequenzen selbst in Szene. Sigmund Freud bemerkt zu Beginn des Ersten Weltkrieges:

»Der einzelne Volksangehörige kann in diesem Kriege mit Schrecken feststellen, was sich ihm gelegentlich schon in Friedenszeiten aufdrängen wollte, dass der Staat dem Einzelnen den Gebrauch des Unrechts untersagt hat, nicht weil er es abschaffen, sondern weil er es monopolisieren will wie Salz und Tabak. Der kriegführende Staat gibt sich jedes Unrecht, jede Gewalttätigkeit frei, die den Einzelnen entehren würde. Er bedient sich nicht nur der erlaubten List, sondern auch der bewussten Lüge und des absichtlichen Betruges gegen den Feind, und dies zwar in einem Maß, welches das in früheren Kriegen Gebräuchliche zu übersteigen scheint. Der Staat fordert das Äußerste an Gehorsam und Aufopferung von seinen Bürgern, entmündigt sie aber durch ein Übermaß an Verheimlichung und eine Zensur der Mitteilung und Meinungsäußerung, welche die Stimmung der so intellektuell Unterdrückten wehrlos macht gegen jede ungünstige Situation und jedes wüste Gerücht.«³

Die Aufhebung von Aggressionstabus durch den Staat schwächt das Über-Ich seiner Bürger und die in ihm enthaltenen moralischen Ansprüche und

kann dadurch eine allgemeine Verrohung der Gesellschaft begünstigen. Freud bemerkt während des Ersten Weltkrieges:

»Man darf sich auch nicht darüber verwundern, dass die Lockerung aller sittlichen Beziehungen zwischen den Großindividuen der Menschheit eine Rückwirkung auf die Sittlichkeit der Einzelnen geäußert hat, denn unser Gewissen ist nicht der unbeugsame Richter, für den die Ethiker es ausgeben, es ist in seinem Ursprung soziale Angst und nichts anderes. Wo die Gemeinschaft den Vorwurf aufhebt, hört auch die Unterdrückung der bösen Gelüste auf, und die Menschen begehen Taten von Grausamkeit, Tücke, Verrat und Rohheit, deren Möglichkeit man mit ihrem kulturellen Niveau für unvereinbar gehalten hätte.«⁴

Das bringt es mit sich, dass Kriege immer schlimmer ausfallen, als vor ihrem Beginn angenommen wurde. Vorher nicht geplante Gewaltexzesse sind im Krieg unvermeidbar. Auch außerhalb des Bereiches des unmittelbaren Kriegsgeschehens führt die Aufhebung des Tötungstabus leicht zu destruktiven Einstellungen, die besonders soziale Minderheiten zu spüren bekommen. Während des Ersten und auch während des Zweiten Weltkrieges wuchs bei deutschen Soldaten mit zunehmender Kriegsdauer die Zustimmung zu einem militanten Antisemitismus.⁵ Der »Krieg gegen den Terrorismus« begünstigt in Amerika die Diskriminierung abweichender Minderheiten und hat einen gefährlichen Abbau von Grundrechten mit sich gebracht. Diese fatale Entwicklung wird zur Zeit dadurch gefördert, dass der Terrorismus und der Kampf gegen ihn zunehmend die Differenz zwischen Krieg und Frieden aufhebt und damit das Tötungstabu permanent lockert.

»Während die klassischen Staatenkriege durch Rechtsakte wie Kriegserklärungen und Friedensschluss vom Zustand des Friedens getrennt waren [...] haben die neuen Kriege weder einen identifizierbaren Anfang noch einen markierbaren Schluss.«⁶

Das begünstigt eine Tendenz zur Enthumanisierung der Gesellschaft.

Der endlose Krieg

Jeder Krieg setzt vorhergehende Kriege fort. Welche Lehren Politiker und Militärs aus ihren Erfahrungen eines Krieges ziehen, bestimmt entscheidend mit, wie sie den nächsten zu führen gedenken und führen. Die erkämpften

Siege sollen wiederholt, Niederlagen durch den Triumph über einen Gegner ungeschehen gemacht werden. Sofort nach dem Ersten Weltkrieg planten deutsche Militärs, wie der nächste Großkrieg siegreich zu beenden sei. Der jahrelange verlustreiche Stellungskrieg, der den Ersten Weltkrieg bestimmt hatte, sollte in einem »Blitzkrieg« überwunden werden. Mobile Panzerarmeen und der verstärkte Einsatz der Luftwaffe sollten nun frühzeitige Frontdurchbrüche, die schnelle Eroberung von Räumen und rasche Entscheidungsschlachten zulassen. Der Krieg, der noch vor allem von Soldaten ausgefochten wurde, sollte in einem totalen Krieg fortgesetzt werden, in dem die gesamte Bevölkerung zum Einsatz kommt. Nach ihrer verlustreichen Niederlage im langdauernden Vietnam-Krieg, die die amerikanischen Soldaten und die amerikanische Bevölkerung demoralisierte, wurden die darauffolgenden Kriege von den USA vor allem als Kriege mit ferngesteuerten Waffen geplant, die im Idealfall ohne eigene Verluste ausgetragen und sehr schnell beendet werden sollten. Neue Kriege erlauben aber nicht nur zu demonstrieren, dass man aus vorherigen gelernt hat, sie zeigen nicht selten auch eine Tendenz zum Wiederholungszwang, der dazu nötigt, vorherige Fehler oder eine vorherige Niederlage zu reproduzieren. Im Zweiten Weltkrieg wiederholten deutsche Militärs nahezu zwanghaft ihre Niederlage im Ersten, die sie mit allen Mitteln ungeschehen zu machen suchten.⁷ Von der Fixierung an eine traumatische Kriegserfahrung kann der unbewusste Zwang ausgehen, sie reproduzieren zu müssen.

Kriege hören nie ganz auf, sie gehen in der Psyche der Menschen in mancher Hinsicht immer weiter. Während Kriegen werden mit der Aufhebung des Tötungstabus ungeheure Leidenschaften freigesetzt, die später nur schwer wieder unter Kontrolle zu bringen sind. Kriege führen bei Soldaten und der Zivilbevölkerung in großem Ausmaß zu Traumatisierungen, die auch nach Kriegsende fortwirken. Hunderttausende von amerikanischen Veteranen leiden seit dem Vietnamkrieg unter schweren posttraumatischen Störungen (Schlafstörungen, Angst vor Nähe, Verfolgungsängste, Gewaltausbrüche), die ihre psychische Rückkehr in die zivile Realität bis heute erschweren. Frauen, die während Kriegen vergewaltigt wurden, sind häufig so schwer psychisch belastet, dass es ihnen kaum möglich ist, wieder zu einer Friedensrealität zurückzufinden. Was deutsche Soldaten im Zweiten Weltkrieg an der Front erlebt haben oder was die deutsche Zivilbevölkerung damals im Bombenkrieg erlitten hat, bestimmt noch heute, bewusst oder unbewusst über Erziehungsprozesse vermittelt,

das Erleben ihrer Kinder und Kindeskinde einem Ausmaß mit, das bisher kaum durchschaut wurde.

Dass jeder Krieg in gewisser Weise die Fortsetzung eines vorherigen Krieges darstellen kann, ist auf der psychologischen Ebene nicht zuletzt eine Konsequenz des Fortwirkens von Kriegstraumatisierungen. Diese zeigen die Tendenz, zu dem zu führen, was der amerikanische Psychiater Chaim Shatan als »militarisierte Trauer«⁸ bezeichnet hat. Eine Verarbeitung von Kriegstraumata, die zur Friedensfähigkeit führt, verlangt, dass die in sie eingehenden schmerzlichen Verluste von Freunden, Kameraden und Verwandten ebenso wie von Idealen und Träumen, angemessen betrauert werden. Eine solche Trauerarbeit fordert menschliche Anteilnahme und eine gesicherte soziale Situation in Friedenszeiten. Wo diese nicht vorhanden sind, wirkt in der Psyche eine Tendenz zum Wiederholungszwang, die dazu drängt, sich von inneren Spannungen, welche die Kriegserfahrungen in der Psyche ausgelöst haben, durch die Flucht in immer neue Gewalttaten zu entlasten. Bei posttraumatischen Persönlichkeitsstörungen aufgrund von Kriegserfahrungen kommt es nach der Einsicht des amerikanischen Militärpsychiaters Jonnathan Shay leicht zu einem »Umschlagen von Leid in Wut«⁹. Für viele Vietnamveteranen gilt nach Shay: »Die Ersetzung von Trauer durch Zorn über viele Jahre wurde zu einer festen Lebensform.«¹⁰ Die längerfristige Unterdrückung des Schmerzes und die Unmöglichkeit, ihn zusammen mit anderen trauernd zu bearbeiten, kann eine Person in den Käfig einer chronischen Rachsucht sperren. Eine nicht gelingende Trauerarbeit verhindert die psychische Abrüstung. Die nicht geweinten Tränen erzeugen den Drang, statt ihrer immer neues Blut zu vergießen. Militarisierte Trauer bestimmt sicherlich zu weiten Teilen die Gewaltanwendung in Nordirland, im Nahostkonflikt, auf dem Balkan oder in Afghanistan, das seit zwanzig Jahren keinen Frieden mehr kennt und in dem nahezu alle zivilen Strukturen zerstört sind.

Militarisierte Trauer bestimmte auch das Wesen Adolf Hitlers und vieler seiner faschistischen Kampfgenossen nach dem Ersten Weltkrieg.¹¹ Er war in diesem Krieg an der Westfront jahrelang traumatisierenden Vernichtungsdrohungen ausgesetzt und wurde durch Deutschlands Niederlage auf extreme Weise narzisstisch gekränkt, weil sie alle die Opfer, die er als Frontsoldat erbracht hatte, sinnlos erscheinen ließ. Nach dem Ende des Krieges war er deshalb von Rachegedanken besessen, die er in einem neuen Krieg zur Geltung zu bringen hoffte. Hitlers Lieblingsthema, selbst im privaten Kreis, war der Weltkrieg, an den er fixiert blieb. Nach seiner Rückkehr aus

den Schützengräben richtete sich sein Denken, Schreiben und Handeln vor allem auf eines: den Weltkrieg noch einmal zu führen und diesmal einen deutschen Sieg zu erkämpfen. »Der Weltkrieg, pflegte Hitler unablässig zu wiederholen, habe für ihn nie aufgehört.«¹²

Dass Kriege in gewisser Weise nie enden, bestimmt entscheidend die fatale Beziehung zwischen dem Erstem Weltkrieg und den mit dem Zweiten verbundenen Gräueln. Der Erste Weltkrieg war der erste industrialisierte Vernichtungskrieg, er stellte eine Vorschule für die Vernichtungsaktionen in und während des Zweiten Weltkriegs dar. John Keegan, der führende britische Militärhistoriker, bemerkt: »Im Ersten Weltkrieg begann das fabrikmäßige Massentöten, das im zweiten seinen erbarmungslosen Höhepunkt erreichte.«¹³ Der Erste Weltkrieg stellte Adolf Hitlers zentrale Bildungserfahrung dar. »Wir sind einst alle aus dieser Schule gekommen«¹⁴, äußert er vor seinen Kumpanen im Hinblick auf das deutsche Heer, das im Ersten Weltkrieg im Einsatz war. »In der Armee nahm Hitlers Weltbild schließlich Gestalt an.«¹⁵ Der Drang zum faschistischen Führerprinzip hat bei Hitler einen Ursprung in der Erfahrung der Autoritätsstruktur der preußisch geprägten deutschen Armee, in der er im Weltkrieg diente. In »Mein Kampf« heißt es:

»Der Grundsatz, der das preußische Heer seinerzeit zum wundervollsten Instrument des deutschen Volkes machte, hat im übertragenem Sinn dereinst der Grundsatz des Aufbaues unserer ganzen Staatsführung zu sein. Autorität jedes Führers nach unten und Verantwortlichkeit nach oben.«¹⁶

Erst der Krieg verwandelte den isolierten Sonderling, der nie an gewalttätigen Ausschreitungen beteiligt war, in einen fanatischen Faschisten.¹⁷ Dass man Menschen wie Ungeziefer mit Gas vernichten kann, haben er und seine Anhänger im Ersten Weltkrieg gelernt. Hitler wurde am Ende des Ersten Weltkrieges durch einen Gasangriff schwer verwundet. Die Folgen dieses Gasangriffs waren bei ihm mit einer schweren psychischen Krise verbunden, die die Weltkriegsniederlage bei ihm auslöste. Der Gedanke, Juden mit Gas zu vernichten, ist mit seinen Kriegserfahrungen verknüpft. In »Mein Kampf«, das 1924 erschien, steht:

»Hätte man zu Kriegsbeginn und während des Krieges einmal zwölf- oder fünfzehntausend dieser hebräischen Volksverderber so unter Giftgas gehalten, wie Hunderttausende unserer allerbesten deutschen Arbeiter aus allen Schichten und Berufen es im

Felde erdulden mussten, dann wäre das Millionenopfer an der Front nicht vergeblich gewesen.«¹⁸

Der Zweite Weltkrieg und der Holocaust sind nur vor dem Hintergrund des Ersten wirklich zu verstehen. Keegan kommt in einer Analyse der Kriegsbioografie Hitlers während des Ersten und des Zweiten Weltkrieges zu dem Schluss:

»Wie alle Infanteriesoldaten des Ersten Weltkrieges hatte Hitler aus den Schützengräben Erinnerungen mitgebracht, zu denen in früheren Zeiten kaum jemand verdammt war: Erinnerungen an Leichen, die wie Holzscheite auf dem Schlachtfeld verstreut waren oder in Massengräbern aufgeschichtet beerdigt wurden. Das menschliche Bindeglied zwischen dem Holocaust des Ersten Weltkrieges und dem der Konzentrationslager muss jedem, der zur Betrachtung der augenscheinlichen Gewissheit fähig ist, unleugbar erscheinen; wie hätte man ohne die vorherige Konditionierung in den Schützengräben, wo die Männer mit der physischen Tatsache der industrialisierten Tötung vertraut gemacht wurden, genug Personal zur Überwachung der Ausrottungsverfahren finden können?«¹⁹

Der Zweite Weltkrieg wurde vor dem Hintergrund des Ersten geführt. Heutige Kriege werden hingegen immer vor dem Hintergrund des Zweiten Weltkrieges erlebt und interpretiert. Kriegsgegner verurteilen Bombardierungen im Kosovokrieg, in Afghanistan oder im Irak vor der Folie der traumatischen Erfahrungen mit Städtebombardierungen im Zweiten Weltkrieg. Kriegsbefürworter hingegen legitimieren militärische Einsätze üblicherweise mit dem Hinweis darauf, dass der letzte Weltkrieg, als Krieg der Alliierten gegen den Nationalsozialismus, die Notwendigkeit militärischer Einsätze gegen terroristische politische Regime bewiesen habe. Sie vergessen dabei allerdings meistens, dass das faschistische Terrorregime nicht zuletzt als Produkt eines vorausgegangenen Krieges verstanden werden muss. Der Erste Weltkrieg hat viele Soldaten, die nach ihm sozial entwurzelt waren, so mit Brutalitätsmustern ausgestattet, dass sie dem Nationalsozialismus als Kerntruppe dienen konnten. Wo gegenwärtige Kriege mit dem Hinweis auf den Krieg gegen den deutschen Faschismus legitimiert werden, besteht die Tendenz, beim militärischen Gegner immer eine Art Hitlerersatz zu suchen. Der Serbenführer Milosevic oder Saddam Hussein haben, vor allem in der amerikanischen Kriegspropaganda, die Aufgabe, den Hitlerstellvertreter zu

symbolisieren. Das historisch Besondere solcher Figuren und ihre Verflechtung mit ganz unterschiedlichen sozialen Milieus gerät so aus dem Blickfeld. Ein rationaler Umgang mit ihnen, bzw. ein angemessener Kampf gegen sie, wird so sehr erschwert.

Das Dritte Reich hatte eine Vorgeschichte im Ersten Weltkrieg. Das sowjetische stalinistische Terrorregime wurzelt nicht zuletzt im Ersten Weltkrieg, im russischen Bürgerkrieg und schließlich im Zweiten Weltkrieg. Auch heutige Kriege sind als Produktionsstätten von Terroristen und Gewaltherrschern geeignet. Saddam Hussein wurde unter dem Einfluss des Krieges zwischen dem Irak und dem Iran vollends zum totalitären Gewaltherrscher. Den Einsatz von Gas, den die Kurden zu spüren bekamen, haben seine Militärs im Krieg gegen den Iran gelernt, ein Krieg, den der Westen unterstützt hat. Afghanistan war erst nach langer Kriegszeit als Basislager für fundamentalistische Terroristen geeignet.

Der männliche Krieg

Kriege sind, zumindest bisher, an bestimmte Formen der Männlichkeit gebunden. In früheren Epochen galt, dass ein Mann nur sein kann, wer seine Frau, seine Kinder und seinen Besitz mit der Waffe in der Hand zu verteidigen bereit ist. In Schillers »Wallenstein« heißt es: »Im Felde allein ist der Mann noch was wert.« Zu Beginn des Ersten Weltkrieges repräsentierte der Kriegsfreiwillige ein Ideal des potenten Mannes. Bis zum Zweiten Weltkrieg galt bei vielen in Deutschland ein Offizier als ideale Partie für eine junge Frau aus den mittleren und höheren Schichten. Für den Nationalsozialismus wird der Mann erst beim Heer zum Mann. Hitler schreibt in »Mein Kampf« über das Deutsche Heer:

»So erzog es dann auch, was die neuere Zeit am nötigsten brauchte: Männer. – Im Sumpfe einer allgemein um sich greifenden Verweichlichung und Verweibung schossen aus den Reihen des Heeres alljährlich dreihundertfünfzigtausend kraftstrotzende Männer heraus, die in zweijähriger Ausbildung die Weichheit der Jugend verloren und stahlharte Körper gewonnen hatten.«²⁰

Nichts ist für Hitler so geeignet, Männer hervorzubringen, wie das Militär, das junge Männer dem Einfluss von Frauen entzieht: »In dieser Schule soll der Knabe zum Mann gewandelt werden«²¹, eine Verwandlung, die beson-

ders gründlich während des Krieges geschehen kann. Am Ende seiner militärischen Ausbildung soll der junge Mann im Dritten Reich zum Staatsbürger und zugleich zum Ehemann für tauglich erklärt werden:

»Nach Beendigung der Heeresdienstleistung sind ihm zwei Dokumente auszustellen. Sein Staatsbürgerdiplom als Rechtsurkunde, die ihm nunmehr öffentliche Betätigung gestattet, und sein Gesundheitsattest als Bestätigung körperlicher Gesundheit für die Ehe.«²²

Dass man sich vom Militär einen Zugang zur Männlichkeit verspricht, gilt in anderer Form auch noch für die Bundeswehr der Nachkriegszeit.²³ Untersuchungen zeigen, dass die Motivation junger Männer, die ihren Wehrdienst abzuleisten bereit sind, vor allem darin besteht, dass sie das Militär als Ort männlicher Bewährungen sehen, an dem sie bestehen wollen. Man geht nicht in erster Linie zur Bundeswehr, weil man sein Vaterland oder die demokratische Ordnung der Bundesrepublik verteidigen will, sondern weil man von Mutter und Familie weg will und sich von der Bundeswehr einen männlichen Härte-test und männliche Abenteuer verspricht. Das Militär heißt eine Art Initiationsritus, der den Zugang zu anerkannter Männlichkeit sichern soll.

Die militärische Ausbildung oder auch die Zurichtung zum Terroristen verbindet Männlichkeit mit Gewaltbereitschaft. Die während der Spätadoleszenz starken sexuellen Regungen junger Männer können während der militärischen Ausbildung mit der Bereitschaft zu destruktiven Handlungen verknüpft werden. Junge Männer, die vom weiblichen Geschlecht isoliert werden, können mit Hilfe der soldatischen Ausbildung dazu gebracht werden, ihre männliche Potenz mit militärischer Kampfbereitschaft zu verschweißen. Der Psychoanalytiker Shatan schreibt über die Kampfgrundausbildung in der amerikanischen Armee:

»Eine angewandte Methode stellt 1) die totale Trennung vom weiblichen Geschlecht dar; dieses macht die ungerichteten sexuellen Triebkräfte der Jugendlichen nutzbar für das Ziel des Tötens und kanalisiert sie zu einer künstlichen Gruppenmännlichkeit. In der Kampfgrundausbildung nützt legitimierte Gewalt sadomasochistische und onanistische Vorstellungen aus; diese drehen sich vor allem um Eroberung und um Verschleuderung von Manneskraft. 2) Erotisierung der Gewalt fördert die Kampfesüchtigkeit. Der Drill Instructor wird auf seine Waffe, dann auf seine Genitalien zei-

gen, um feierlich folgendes zum Besten zu geben: »Meine Waffe ist dies / Mein Gewehr ist das / Das ist zum Killen / Und das macht Spaß«. Die übernatürliche Zerstörungskraft der Waffe erhöht die libidinöse Lust an ihrem Besitz.²⁴

Im militärischen Jargon ist das Gewehr, sein erstes und oft wichtigstes Tötungsinstrument, die »Braut des Soldaten«. Adolf Hitler hat die erste Erfahrung des Kampfes mit dem Gegner im Krieg, die »Feuertaufe« des soldatischen Mannes, mit dem ersten sexuellen Erlebnis der Frau verglichen. »Was für das Mädchen die Begegnung mit dem Mann, das ist für ihn der Krieg. Wenige Tage genügen, aus dem Knaben einen Mann zu machen.«²⁵ Die Sexualität, der beim Militär ihre normalen Ausdrucksformen genommen werden, kann dort in die Lust an der Gewalt eingehen. Es kann zu einer Sexualisierung aggressiver Regungen kommen, sie nehmen dadurch sadistische Züge an. Das sexuelle Begehren kann dann unterschwellig in den Drang eingehen, andere Männer zu unterwerfen, zu misshandeln und zu vernichten oder es äußert sich im Wunsch, Frauen des Feindes sexuelle Gewalt anzutun.

In einer rauschhaften Lust an kriegerischer Gewaltausübung, die zugleich der Abwehr der Angst dient, kann sich auch ein geheimes sexuelles Begehren Geltung verschaffen. Ernst Jünger hat in seinen auf den Ersten Weltkrieg bezogenen Texten in einer oft freilich mystifizierenden Art auf die Verbindung von Eros und Gewalt hingewiesen, die der Krieg zur Geltung bringt. Seine Äußerungen können als Illustration von Shatans Feststellung begriffen werden. Das meist nur latent wirksame erotische Moment des militärischen Kampfes bringen seine Äußerungen offener zum Ausdruck. »Der Kampf als inneres Erlebnis« hat für Jünger mit »Wallungen« des Blutes zu tun, die den Eros mit der Lust am Töten vereinen. In einer Sprache, die den Schrecken mit Hilfe der Ästhetisierungen abwehrt, äußert er:

»Oh, Leben du! Noch einmal, einmal noch, vielleicht das letzte! Raubbau treiben, prassen, vergeuden, das ganze Feuerwerk in tausend Sonnen und kreisenden Flammenrädern verspritzen, die gespeicherte Kraft verbrennen vorm Gang in die eisige Wüste. Hinein in die Brandung des Fleisches, tausend Gurgeln haben, dem Phallus schimmernde Tempel errichten.«²⁶

Die »Feuertaufe«, die den Zugang zur Sphäre männlicher Gewalt öffnet, stiftet für Jünger höchstes Glück:

»Die Feuertaufe! Da war die Luft so von überströmender Männlichkeit geladen, dass jeder Atemzug berauschte, dass man hätte weinen mögen ohne zu wissen warum. O, Männerherzen, die das empfinden können!«²⁷

Der »Blutdurst«, der nach Jünger die Kämpfer im Weltkrieg antreibt, verleiht dem Aufeinandertreffen von »Stoßtruppführern« einen eigentümlich wollustigen Charakter. Jünger schreibt:

»Der Anblick des Gegners bringt neben letztem Grauen auch Erlösung von schwerem, unerträglichem Druck. Das ist die Wollust des Blutes, die über dem Kriege hängt wie ein rotes Sturmsegel über schwarzer Galeere, an grenzenlosem Schwunge nur der Liebe verwandt.«²⁸

Der Kontakt der feindlichen Männer vor und während dem Massaker an der Front erzeugt besondere rauschhafte Intensitäten:

»Auch das moderne Gefecht hat seine großen Augenblicke. Man hört so oft die irri- ge Ansicht, dass der Infanteriekampf zu einer uninteressanten Massenschlächtere- i herabgesunken ist. Im Gegenteil, heute mehr denn je entscheidet der einzelne. Das weiß jeder, der sie in ihrem Reich gesehen hat, die Fürsten des Grabens mit den harten, entschlossenen Gesichtern, tollkühn, so sehnig, geschmeidig vor- und zurückspringend, mit scharfen, blutdürstigen Augen, Helden die kein Bericht nennt. Der Grabenkampf ist der blutigste, wildeste, brutalste von allen, doch auch er hat seine Männer gehabt, Männer, die ihrer Stunde gewachsen waren, unbekannte, verwegene Kämpfer. Unter allen nervenerregenden Momenten des Krieges ist keiner so stark, wie die Begegnung zweier Stoßtruppführer zwischen den engen Lehmwänden des Grabens. Da gibt es kein Zurück und kein Erbarmen. Blut klingt aus dem schrillen Erkennungsschrei, der sich wie Alpdruck von der Brust ringt.«²⁹

Der Kampf, bei dem Männer ihren Gegnern das Bajonett in den Leib rennen wollen, gewinnt nahezu orgiastische Züge:

»Der Kämpfer, dem während des Anlaufs ein blutiger Schleier vor den Augen wallt, will nicht gefangen nehmen, er will töten. Er hat jedes Ziel aus den Augen verloren und steht im Banne gewaltiger Urtriebe. Erst wenn Blut geflossen ist, weichen die Nebel aus seinem Hirn; er sieht sich um wie aus einem schweren Traum erwachend. Erst dann ist er wieder ein moderner Soldat, imstande, eine neue taktische Aufgabe zu lösen.«³⁰

Eine besondere Rolle im Krieg spielt die Liebe zu den Kriegskameraden. Militärpsychologen haben herausgefunden, dass die Soldaten psychologisch betrachtet in erster Linie für ihre Kameraden kämpfen und dass Kriegstraumatisierungen deshalb fast immer mit dem Verlust von Kameraden verknüpft sind. Audie Murphy, der im Zweiten Weltkrieg am höchsten dekorierte amerikanische Soldat, antwortete auf die Frage, was ihn dazu bewegt habe, seine Feinde besonders todesmutig zu bekämpfen: »Sie haben meine Freunde getötet.«³¹ Die Bedrohungen des Krieges schweißen Männer zusammen, zu Kriegskameraden kann so eine aus der Not geborene sehr enge Bindung zustande kommen. Die Isolierung von Frauen und Familien drängt Männer beim Militär zu oft sehr engen Beziehungen untereinander. Im Kampf gegen den Feind, der mit dem Kampf ums eigene Überleben verknüpft ist, sind die Männer in besonderer Weise aufeinander angewiesen. Die oft extremen psychischen Belastungen, denen sie ausgesetzt sind, drängen sie dazu, die Nähe anderer Männer zu suchen, um damit besser fertig zu werden. Im gemeinsamen Kampf gegen tödliche Bedrohungen, ebenso wie in Verbindung mit der oft schwierigen Organisation des Frontalltags, können sich eigentümliche Formen intensiver Fürsorglichkeit entwickeln. In der Kampfeinheit können sich Beziehungen herstellen, die an frühe Mutter-Kind-Beziehungen angelehnt sind. Der amerikanische Militärpsychiater Shay bemerkt:

»Der Kampf weckt eine Leidenschaft für gegenseitige Fürsorge unter den gemeinsamen Kampfgefährten, die nur mit den frühesten und tiefsten familiären Bindungen zu vergleichen ist.«³²

In der Gruppe, die gemeinsam kämpft, können sehr intensive Wir-Gefühle entstehen, sie kann als eine Art gemeinsamer Körper erlebt werden. Auch unter Attentätern kann es zu solchen sehr emotionalen Bindungen kommen. Die Liebe zu Krieg und Gewalt ist an die Liebe unter Männern gebunden.

Auch der terroristische Fundamentalismus ist mit einer spezifischen Form der Männlichkeit verknüpft. Er bringt nicht zuletzt eine Krise der Männlichkeit und der überkommenen Geschlechterordnung zum Ausdruck, welche die moderne Gesellschaft auslöst, indem sie die überkommenen Geschlechterrollen aufweicht. Die männlichen Fundamentalisten versuchen die Bedrohung der traditionellen Männerrolle dadurch abzuwehren, dass sie Frauen auch mit Hilfe von Gewalt wieder in traditionelle Rollen drängen. Die fundamenta-

listischen Vorstellungen vom Geschlechterverhältnis sehen klare Trennungen zwischen männlichen und weiblichen Geschlechtseigenschaften und Lebenssphären vor. Eine Männlichkeit, die sich derart rigide vom Weiblichen abgrenzen will, zeigt eine besondere Tendenz zum Kriegerischen und Gewalttätigen. Auch das Dritte Reich zum Beispiel, das auf eine Stabilisierung patriarchalischer Herrschaft aus war, indem es männliche und weibliche Geschlechterrollen auf extreme Weise aufzuspalten suchte, erzeugte eine Männlichkeit mit einer eigentümlichen Tendenz zur Tötungs- und Todesbereitschaft. Durch diese Aufspaltung wird alles Schwache, Weiche, Sensible dem Weiblichen zugeordnet, während Härte gegen Andere aber auch sich selbst dem Männlichen assoziiert wird. Diese Aufteilung erlaubt Männern nicht, an sich selber Gefühle der Hilflosigkeit, der Angst, oder der Trauer zu akzeptieren und begünstigt damit die Bereitschaft, sich dem eigenen Leben gleichgültig gegenüber zu verhalten. Der Fundamentalismus will die Politik als Männersache erhalten oder sie wieder dazu machen. Auch in den westlichen Gesellschaften, die dem Terrorismus mit militärischen Mitteln entgegentreten wollen und den Krieg wieder stärker zum Mittel der Politik zu machen suchen, wird die Politik zunehmend wieder Männersache. Seit den Terroranschlägen in den USA haben Frauen an Einfluss auf die Politik verloren. In der Politik sind wieder harte, entschiedene Männer und kompromissloser männlicher Einsatz gefragt, von denen sich auch viele Frauen wieder allein Schutz versprechen.

Die Männlichkeit, die das Militär propagiert und zu erzeugen verspricht, zeigt Züge einer Pseudomännlichkeit, die unterschwellig von Einstellungen lebt, die sich durchaus dem verpönten Weiblichen zurechnen lassen. Der junge Mann, der beim Militär herangebildet wird, wird dabei insgeheim auch einer Art Feminisierung unterzogen. Die soldatischen Männer, die als besonders männlich gelten, werden während ihrer Ausbildung auch in gewisser Weise ihrer Männlichkeit beraubt. Erdheim bemerkt:

»Hinter den Mauern der Kaserne muss der Rekrut erst einmal die Frauenrolle, so wie sie in unserer Gesellschaft üblich ist, zu spielen lernen: Er übt mit höchster Präzision das Bettenmachen, Aufräumen und Putzen. Unversehens merkt er, dass er sich laufend infrage stellen muss, ob er auch richtig angezogen sei, ob sein Gewand richtig sitze und der Gelegenheit entspreche oder nicht.«³³

Die Überbetonung des Männlichen beim Militär lebt von einer Leugnung »weiblichen« Zügen, die es insgeheim fördert. Die Bereitschaft zur Selbstauf-

gabe, die fanatische Militärs ebenso wie Terroristen auszeichnen kann, entspricht einer sonst eher Frauen zugesprochenen Disposition. Ergebenheit, Unterordnungsbereitschaft oder treue Pflichterfüllung, die von Soldaten verlangt werden, sind Eigenschaften die traditionell eher dem Mann als der Frau zugeordnet werden. Für die SS, die nationalsozialistische Elitetruppe, die sich besonders entschieden zur rücksichtslosen Gewalt und Opferbereitschaft bekannte, galt das Motto: »Meine Ehre heißt Treue«. Dieses Motto greift eine traditionelle weibliche Tugend auf.³⁴ Vor allem in seiner Beziehung zur Frau wird der Mann zum Mann, beim Militär wird diese Beziehung aber sehr häufig durch die zu anderen Männern ersetzt. Die dabei zur Geltung kommende latente Homosexualität wird zugleich in allen Armeen besonders entschieden als Feminisierung bekämpft: Was auf die geheime Macht dieser Feminisierung in den eigenen Reihen verweist, muss besonders entschieden verleugnet werden.

Unser Terrorismus

Warum gibt es eigentlich nicht noch mehr Terrorismus? Der Soziologe Norbert Elias hat in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts diese Frage aufgeworfen, die ihm als zentrale bei der Auseinandersetzung mit dem Terrorismus erschien. Seine Feststellung bezog sich auf Varianten des linken Terrorismus der damaligen Zeit. Auch für den gegenwärtigen fundamentalistischen ebenso wie andere Formen des Terrorismus gilt wohl, dass sein Verstehen voraussetzt, dass man sich darüber wundert, dass es in der bestehenden Welt nicht noch mehr Terroristen gibt. Nach Feststellungen der UNO leiden heute ca. eine Milliarde Menschen ständig an Hunger, Zehntausende von ihnen sterben täglich an diesem. Millionen und Abermillionen Menschen sind weltweit ohne Arbeit. Sie sind ökonomisch betrachtet überzählig und für die wirtschaftliche Fortexistenz ihrer Gesellschaft nicht zu gebrauchen. Die Arbeitslosenforschung hat aufgezeigt, welche fatalen Folgen diese für die von ihr Betroffenen haben kann. Die kulturellen Traditionen, in denen Menschen bisher existiert haben, werden heute häufig von einer industrialisierten westlichen Massenkultur niedergewalzt. Viele Menschen, nicht zuletzt auch in den hochentwickelten westlichen Gesellschaften, fühlen sich heute ohnmächtig gegenüber gesellschaftlichen Großorganisationen wie dem Staat oder multinationalen Unternehmen. Sie fühlen sich als winziges Rädchen in einem anonymen sozialen Getriebe, als eine oder einer

unter Vielen, die nichts zu sagen haben. Gesellschaftliche Zustände oder Entwicklungstendenzen sorgen dafür, dass sich in unserer Welt sehr viele Menschen als vom sozialen Tod bedroht erfahren müssen. Für sie scheint zu gelten, was Brecht in seinem »Großen Dankchoral« singen lässt: »Es kommt nicht auf euch an / und ihr könnt unbesorgt sterben.« Ist es da ein Wunder, dass manche von diesen Menschen vor ihrem Verschwinden im Nichts den Drang verspüren, dieser Welt den Krieg zu erklären und ihre Ohnmachtserfahrungen dadurch zu kompensieren, dass sie ihre Mitmenschen in Angst und Schrecken versetzen? Das Handeln des Attentäters am Erfurter Gymnasium oder das von palästinensischen Terroristen hat sicherlich mit solchen Erfahrungen zu tun.

In den »neuen Kriegen«, die terroristische Züge tragen, engagieren sich vor allem sozial entwurzelte Jugendliche, die sich mit rücksichtsloser Gewalt die Anerkennung verschaffen wollen, an der es ihnen bisher mangelte.

»Um diese Jugendlichen massenhaft in den Krieg zu führen, ist kein aufwendiger staatlicher Erfassungs- und Erzwingungsapparat von Nöten. Ihr weitgehender Ausschluss von den Erwerbsmöglichkeiten der Friedenökonomie, Hunger oder zumindest doch die soziale Perspektivlosigkeit unter Friedensbedingungen treibt sie den Kriegsparteien von selbst in die Arme. Unter diesen Umständen wird der Krieg für die Jugendlichen nicht nur zu Chance, ihr physisches Überleben zu sichern, sondern auch zum Modus einer sozialen Anerkennung, die ihnen als Unbewaffneten niemals zuteil würde. Dabei kann entweder der schnelle Zugang zu den Statussymbolen der westlichen Kulturindustrie im Mittelpunkt stehen oder der Kampf gegen den Siegeszug dieser Konsumgüter, wie er in den meisten Dschihad-Ideologien propagiert wird: Beiden auf den ersten Blick entgegengesetzten Motivationen ist das Versprechen von Prestige und Anerkennung gemeinsam.«³⁵

Mit ihrem Drohpotential wollen sie erzwingen, dass sie endlich wahrgenommen werden. »Mit einem Gewehr in der Hand erfährt ein junger Mann erstmals in seinem Leben, dass man von anderen Menschen respektiert wird, auch wenn es schiere Angst ist, die als Respekt wahrgenommen wird. Gewalt mittels eines automatischen Gewehrs wird zum Mittel, sich gegen den sozialen Ausschluss zu wehren.«³⁶ Das Dritte Reich hat eine dem fundamentalistischen Terrorismus verwandte selbstmörderische Einstellung kollektiviert, die darauf aus war, sich auf fanatische Art, verbunden mit der Bereitschaft, das eigene Leben zu opfern, als Kollektiv Geltung zu verschaffen, indem man

andere terrorisierte. Viele Deutsche, die von der Erfahrung der Sinnlosigkeit des verlorenen Ersten Weltkrieges, der Weltwirtschaftskrise und des Nichtfunktionierens politischer Institutionen auf extreme Weise ihre bisherige Identität bedroht sahen, haben sich von einer nationalsozialistischen Katastrophopolitik einspannen lassen, die nicht nur mit ungeheurer Destruktivität die elementaren Lebensinteressen anderer Menschen sondern auch die ihrer Anhänger missachtete. Keineswegs nur die islamistischen Mörder sind zugleich auch Selbstmörder: Man kann versuchen, seine Größenphantasien, die eigene schmerzliche Niederlagen verdecken sollen, durch einen als grandios vorgestellten Abgang aus dieser Welt zu retten.

Der islamische Fundamentalismus ist nicht wirklich zu verstehen, wenn man ihn schlicht als Ausdruck des Kampfes von sich fremd und feindlich gegenüberstehenden Kulturen begreift, er ist vielmehr vor allem die Konsequenz einer bestimmten Form der Globalisierung. Er ist nicht primär Ausdruck einer Fixierung an eine religiöse Vergangenheit, er stellt vielmehr eine moderne Sozialbewegung dar, in der eine soziale Misere der Gegenwart zum Ausdruck kommt, die vielerorts einen regressiven Drang zu psychischen Befindlichkeiten auslöst, die mit einer spezifischen Beziehung zum Religiösen einhergehen können. In ihm drücken sich die Krisentendenzen und Verwerfungen einer primär von den ökonomischen Zwängen des Kapitalismus gestifteten Weltgesellschaft aus, die dieser Fundamentalismus mit Hilfe einer aus traditionellen religiösen Versatzstücken zusammengebastelten Ideologie, die eine auf extreme Weise emotional besetzte »Gegenwelt« zusammenhalten soll, zu bekämpfen sucht. Die fundamentalistischen Terroristen stammen häufig aus Elternhäusern, die sich dem Westlichen gegenüber geöffnet haben. Sie waren in ihrer Jugend, bevor sie durch lebensgeschichtliche Krisen aus der Bahn geworfen, meist an westlichen Lebensmodellen orientiert.³⁷ Sie haben im Westen eine Ausbildung erhalten, ohne die sie ihre Anschläge, die modernstes technisches Wissen verlangen, gar nicht durchführen könnten. Ihre Angriffe gelten einer westlichen Kultur, in die sie sich integrieren wollten, in die ihnen aber eine für sie befriedigende Eingliederung nicht gelang bzw. die diese nicht zuließ. Dieses Schicksal teilen sie mit Vielen, als deren Sprachrohr sie sich verstehen.

Es gibt nicht nur den islamischen Fundamentalismus, Formen des religiösen Fundamentalismus finden weltweit Zulauf. Nicht zuletzt in den Vereinigten Staaten finden protestantisch begründete fundamentalistische Einstellungen zunehmend Verbreitung. In der Politik der Bush-Administration

kommen nicht nur ökonomische und geostrategische Interessen der letzten verbliebenen Weltmacht zum Ausdruck, in sie gehen auch fundamentalistische Einstellungen ein, deren sie sich zumindest aus strategischen Gründen bedient. Der von Bush proklamierte »Kreuzzug« gegen den Terrorismus oder sein Aufruf zum Kampf gegen die »Achse des Bösen« entsprechen fundamentalistischem Denken. Hier wird die Welt in Gut und Böse, in die Mächte des Lichts und die Mächte der Finsternis eingeteilt, wobei letztere, unter der Regie eines von Gott gesegneten Amerika, vernichtet werden sollen. Die Verknüpfung der amerikanischen Politik mit fundamentalistischem Denken führt dazu, dass auch sie eine Tendenz zum Einsatz von Terror entwickelt. Nicht nur in den bekannt gewordenen Misshandlungen von Gefangenen durch Angehörige der US-Streitkräfte kommt dies zum Ausdruck. Wo politische Regime bzw. ihre Führerfiguren unter Missachtung des Völkerrechts, das Angriffskriege verbietet, mit offensiven militärischen Mitteln liquidiert und Bevölkerungen durch permanenten militärischen Druck eingeschüchtert werden sollen, kann man von Terror sprechen. Überhaupt hat das, was wir im Kosovokrieg, beim westlichen Militäreinsatz in Afghanistan oder in beiden Golfkriegen in den letzten Jahren als Krieg kennen gelernt haben, nur noch wenig mit dem zu tun, was man früher darunter verstand.³⁸ Die westliche militärtechnische Überlegenheit führte dort zu höchst einseitigen Zerstörungsaktionen, die wenig mit dem Kriegsgeschehen vergangener Epochen zu tun hatten, bei denen die Soldaten beider Seiten in ähnlichem Maße um ihr Leben fürchten mussten. Erst die Erfahrung einer extrem kränken den Hilflosigkeit gegenüber der überwältigenden Macht des modernen militärischen Terrors verschafft dem konspirativen Terror ein aus Verzweiflung geborenes breites Feld von Anhängern und Sympathisanten. Beide Formen des Terrors sind aufeinander bezogen und arbeiten sich gegenseitig in die Hände.

In den fundamentalistischen Zügen der amerikanischen Politik manifestiert sich eine Krise der amerikanischen Gesellschaft. Eine anhaltende Rezession, der Zerfall der ökonomischen Basis der Mittelschichten, weit verbreitete Armut, eine Krise des Erziehungswesens oder zunehmende Gewalt in den Städten sorgen bei Amerikanern für eine tiefsitzende, wenn auch häufig verleugnete Verunsicherung. Ungelöste gesellschaftliche Probleme, denen gegenüber die Einzelnen sich als ohnmächtig erfahren, produzieren bei vielen eine aus ängstiger Hilflosigkeit resultierende Überanpassung an das, was Macht ausstrahlt und damit Sicherheit verspricht. Die Bedrohung, kei-